

SUSAN GLOSS

Violets wundervoller Vintage-Shop



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Violet hat ihre Liebe zu alten Dingen zu ihrem Lebensinhalt gemacht. Ihr Laden Hourglass Vintage ist eine Fundgrube für Liebhaberstücke. Jeder ihrer Schätze hat eine ganz besondere Geschichte zu erzählen, und Violet kennt sie alle. Nur über die eigene Vergangenheit verliert sie kein Wort, zu schmerzvoll ist die Erinnerung an eine enttäuschte Liebe. Als eines Tages die erst achtzehnjährige April in den Laden kommt und unter Tränen darum bittet, das erst vor wenigen Wochen erstandene Brautkleid zurückgeben zu dürfen, findet sie bei Violet ein offenes Ohr. Und auch Amithi Singh, die indische Einwanderin, die nach langen Ehejahren entdecken muss, dass ihr Mann sie betrügt, findet in Violets Laden neuen Lebensmut. Doch dann steht wegen Zahlungsrückständen auf einmal die Zukunft von Hourglass Vintage auf dem Spiel, und die drei Freundinnen müssen handeln. Sicher ist: Wo auf die Männer kein Verlass ist, wird es höchste Zeit, dass die Frauen das Schicksal selbst in die Hand nehmen ...

## *Autorin*

Susan Gloss lebt mit ihrem Mann, ihrem kleinen Sohn und ihrem neurotischen Hund am Lake Monona in Madison, Wisconsin. »Violets wundervoller Vintage-Shop« ist ihr erster Roman.

Susan Gloss

---

Violets  
wundervoller  
Vintage-Shop

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Elvira Willems

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014  
unter dem Titel »Vintage« bei William Morrow,  
an imprint of HarperCollinsPublishers, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2014

Copyright © der Originalausgabe

2014 by Susan Gloss

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by Arrangement with Susan Beth Parsons

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen Agency LLC

vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Copyright © Getty Images/VisitBritain/Pawel Libera

Redaktion: Alexander Behrmann

mb · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48077-7

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für meine Großmutter, Sally Baker,  
von der ich gelernt habe,  
dass jede Naht ihre Geschichte hat



# Kapitel 1

---

INVENTARSTÜCK: Brautkleid

JAHR: 1952

ZUSTAND: gut, kleinere Verfärbungen des Futters

ARTIKELBESCHREIBUNG: elfenbeinfarbenes, wadenlanges Kleid mit U-Ausschnitt und Flügelärmeln. Seidentaft mit Petticoat-Unterrock

HERKUNFT: Kleid von der Tochter des Paares erworben, das fünfundfünfzig Jahre verheiratet war

## VIOLET

Unter den Eschen in der Johnson Street, östlich vom Campus, lag Hourglass Vintage in einem verwitterten Backsteingebäude, eingezwängt zwischen einem Fairtrade-Café und einem Fahrradladen. Hinter den Fenstern der Boutique knöpfte Violet Turner gerade eine Schaufensterpuppe in ein Strandkleid mit gemoktem Oberteil.

Sie seufzte, als Studentinnen mit bunten Tüchern und roten Gesichtern am Laden vorbeieilten, ohne sie und die ausgestellten Kleider eines Blickes zu würdigen. An grauen Frühlingstagen wie diesem musste alles eilig und zweckmäßig sein, und weder für das eine noch für das andere hatte Violet besonders viel übrig. Praktisch veranlagte Menschen betraten den Laden nicht, um Bakelit-Schmuck zu kaufen oder Glacéhandschuhe aus der Zeit der Jahrhundertwende. Selbst die munteren Straßenmusiker – bärtige Bluegrass-Spieler, die normalerweise einen Fleck in der Nähe des Fußgängerüberwegs für sich

beanspruchten – hatten ihre Banjos eingepackt und waren gegangen.

Violet schob sich eine Strähne ihrer kurzen schwarzen Haare hinters Ohr und bückte sich, um der Schaufensterpuppe eine Espadrille-Sandale um den Knöchel zu schnüren. Als sie sich wieder aufrichtete, starrte ein Paar hellblauer Augen sie an. Draußen stand, nur Zentimeter vor dem Fenster, eine junge Frau, ein Brautkleid aus den fünfziger Jahren an ihre Fleecejacke gedrückt.

Violet erinnerte sich an die junge Frau. Sie war vor ein paar Wochen hereingekommen und hatte ein halbes Dutzend Brautkleider anprobiert, bevor sie sich für das Kleid mit Tellerrock entschieden hatte, das sie jetzt umklammerte und das im Wind flatterte wie eine weiße Flagge der Kapitulation.

Die junge Frau betrat den Laden und legte das Kleid über die Ladentheke. »Ich muss es zurückgeben.«

»Es tut mir leid, aber wir nehmen nichts zurück.« Violet ging zu ihrem Platz hinter der Kasse und strich ihren karierten Rock über den Hüften glatt.

»Können Sie mir nicht wenigstens einen Teil des Kaufpreises erstatten?« Die junge Frau fuhr mit den Händen über den Seidenstoff des Brautkleids und ließ sie auf den Tüllrosen am Saum ruhen.

»Das würde ich ja gern, aber so sind nun einmal unsere Geschäftsbedingungen«, sagte Violet. Die trockene Hitze des alten Heizkörpers an der Wand schlug ihr entgegen, und sie zog ihre Strickjacke mit den Perlenknöpfen aus – ein Stück, das sie nach dem Tod ihrer Großmutter Lou in deren Kleiderschrank gefunden hatte.

Die junge Frau hatte den Blick starr auf die Tätowierung eines von Flammen umzüngelten Phönix auf Violets sommersprossigem Bizeps gerichtet und wandte ihn ab, als Violet sie beim Glotzen erwischte. »Ich hatte wohl gehofft, Sie könnten eine Ausnahme machen«, sagte die junge Frau. »Ich könnte das Geld wirklich



gebrauchen.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen – eine Schicht Wasser über blauem Eis.

Violet biss sich auf die Lippe, doch dann fiel ihr wieder ein, dass sie roten Lippenstift trug. Die junge Frau tat ihr leid, doch sie musste sich streng an ihre Geschäftsbedingungen halten. Da sie Secondhandkleidung verkaufte, war es unmöglich zu sagen, ob ein Kleidungsstück getragen worden war, wenn eine Kundin oder ein Kunde es zurückbrachte. Wenn sie Rückgabe zuließ, war sie irgendwann nur noch eine Leihbibliothek für Vintage-Kleidung. Sie zupfte ein Papiertaschentuch aus einer bestickten Tücherschachtel und reichte es der jungen Frau.

Diese wischte sich damit über ihre feuchten Wangen. »Tut mir leid, mir geht's nicht gut.«

»Kein Problem.« Der Kummer im Gesicht der jungen Frau erinnerte Violet an eine Zeit in ihrem eigenen Leben, an die sie nur ungern dachte – an den Schmerz, der mit dem Ende ihrer Ehe einhergegangen war und der darin gegipfelt hatte, dass sie sich vor fünf Jahren für einen Neuanfang in Madison entschieden hatte.

»Normalerweise weine ich nicht vor Fremden«, sagte die junge Frau.

»Ich habe Ihnen geholfen, Ihr Brautkleid auszusuchen. Ich gehe mal davon aus, dass ich Ihnen nicht vollkommen fremd bin. Ich bin übrigens Violet.«

»Und ich bin April Morgan.« Die junge Frau schob das zerknitterte Papiertaschentuch in ihre Handtasche – einen rampo- nierten Lederschulranzen für Jungen.

»Die Tasche gefällt mir«, sagte Violet. »Sieht aus wie aus den Siebzigern.«

»Ja, sie hat meiner Mutter gehört.«

Violet spürte, dass die junge Frau eine Geschichte zu erzählen hatte, und sich die Geschichten anderer Menschen anzuhören war ihre Spezialität. Jeder Artikel in der Boutique hatte eine Ge-

schichte, von dem Missoni-Kaftan bis hin zu der Baguettetasche von Fendi, an der noch das Etikett baumelte. Wenn Violet die wahre Geschichte hinter einem Artikel nicht kannte, füllte sie die Leerstellen gern mit ihrer Fantasie aus. Sie wusste zum Beispiel, dass der Kaftan von einer italienischen Professorin stammte, die ihn in den Siebzigern als Studentin in Italien gekauft hatte. Die Professorin sagte, sie habe eine kurze, aber leidenschaftliche Affäre mit einem entfernten Cousin von Vittorio Emanuele gehabt, dem letzten Kronprinzen des italienischen Königreichs. So wie die Wangen der Frau glühten, als sie die Geschichte erzählte, hatte Violet ihr jedes Wort geglaubt.

Die Geschichte der Baguettetasche kannte Violet nicht. Eine junge Redakteurin von der örtlichen Alternativzeitung hatte sie ihr verkauft, weil sie das Geld für die Miete brauchte. Sie hatte nur gesagt, es sei ein Geschenk gewesen. Violet stellte sich gern vor, dass die junge Frau sie von einer grausamen, aber brillanten New Yorker Moderedakteurin bekommen hatte, als »kleinen Anreiz«, über Modenschauen und aktuelle Trends zu schreiben. Vielleicht hatte die Journalistin den Job abgelehnt, um über Dinge zu schreiben, die sie als wichtiger erachtete – etwa Politik und Umweltschutz –, und die Handtasche als Erinnerung an den nicht eingeschlagenen Weg eine Weile behalten.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte Violet. »Vielleicht eine Tasse Tee? Einen Schluck Whiskey?«

Die junge Frau sah sie verdutzt an. »Ich, ähm, nein. Ich bin erst achtzehn.«

Violet lachte, als sie den kleinen elektrischen Wasserkocher einsteckte, der hinter der Theke auf einem kleinen Tisch stand. Auf dem Tisch aus den fünfziger Jahren – rechte Winkel und skandinavische Eiche – befand sich auch noch ein silbernes viktorianisches Teetablett mit einer Sammlung von Bechern, was im Gesamtbild ein buntes Sammelsurium an Stilen ergab, genau wie die Boutique und Violet selbst.

»Das mit dem Whiskey war nur Spaß«, sagte Violet. »Ich habe gar keinen hier im Laden.«

»Sie haben auf jeden Fall viele hübsche Flaschen.« April zeigte auf ein Regal mit Vintage-Glaswaren in allen möglichen Formen und Farben – grün, kobaltblau, rubinrot. »Wofür ist der große Krug?«

»Ich weiß nicht genau.« Violet ging hinüber und holte einen Krug aus Steingut herunter, durch dessen winzigen Henkel gerade mal ein Finger passte. Sie stellte ihn auf die Ladentheke. »Er hat keine Marke und kein Etikett und nichts. Vielleicht hat jemand darin schwarzgebrannten Schnaps verwahrt.«

April nahm ihn in die Hand und betrachtete das blaue Blumenmuster auf der Vorderseite. »Wo haben Sie ihn her?«

»Aus Bent Creek, wo ich aufgewachsen bin. Der Wirt der örtlichen Kneipe hat ihn mir gegeben.«

»Ist das hier in Wisconsin?«, fragte April. »Ich hab den Namen noch nie gehört.«

Violet nickte. »Dazu besteht auch kein Anlass, es sei denn, Sie können sich für Jagen und Angeln begeistern. Eine winzige Stadt in der Nähe des Oberen Sees. Keine tausend Einwohner.«

»Huch«, sagte April und warf noch einmal einen Blick auf Violets Tätowierung. »Das hätte ich jetzt aber nicht vermutet.«

»Ja, ich hab da nicht besonders gut reingepasst«, sagte Violet. »Als Kind hat meine Mutter immer mit mir geschimpft, weil ich das Charlestonkleid, das mein Halloween-Kostüm war, an einem normalen Dienstag zur Schule getragen habe oder für einen Gang zum Lebensmittelladen meine Erstkommunionshandschuhe überstreifte.«

Mit einem Lächeln erinnerte Violet sich daran, dass ihre Großmutter mütterlicherseits bei solchen Gelegenheiten für sie eintrat, wenn sie in Hörweite war. Großmutter Lou hatte Violet dann zugezwinkert und gesagt: »Manche funkeln von Natur aus einfach mehr als andere, Schatz.«

Violet fuhr mit der Hand durch die Luft, um weitere Fragen nach ihrer Vergangenheit zu unterbinden. Sie öffnete ein Mahagonikistchen und strich mit den Fingern über die Teebeutel, die in dem mit Satin ausgeschlagenen Inneren steckten. »Wollen Sie wirklich keinen Tee? Ich gieße mir auf jeden Fall welchen auf; ich kann gern eine Tasse mehr machen.«

»Okay, na gut.« April stellte den Krug ab und öffnete den Reißverschluss ihrer Jacke. »Danke.«

»Und lassen Sie mich das Kleid aufhängen. Es knittert sonst zu sehr.« Violet fegte das Brautkleid von der Ladentheke, strich es glatt und hängte es an ein hohes Gestell neben der Kasse.

»Mir ist es egal, wenn es knittert«, sagte April.

»Mir nicht. Ich habe das Kleid über eine Stunde mit dem Dampfbügeleisen bearbeitet, bevor ich es in den Laden gehängt habe. Seidentaft ist verdammt knifflig zu bügeln.«

*Mist*, dachte Violet und schalt sich, dass sie vor einer Kundin fluchte. Ich mit meiner großen Klappe. Sie warf einen Blick auf April, doch die hatte es entweder nicht mitbekommen oder störte sich nicht daran.

»Was für einen Tee möchten Sie?«, fragte Violet und goss heißes Wasser in zwei handbemalte Porzellantassen. »Ich habe grünen Tee, Earl Grey ...«

»Haben Sie etwas ohne Tein?«, fragte April und legte die Hand auf ihren Bauch.

Violet bemerkte die leichte Rundung und fragte sich, ob April schwanger war. Bei diesem Gedanken überkam sie eine Welle des Neids und des Bedauerns. Violet liebte Kinder, immer schon, doch in letzter Zeit war der Wunsch nach einem eigenen Kind unerwartet stark geworden. Diese neue Sehnsucht bereitete ihr Sorgen, nicht weil sie achtunddreißig und Single war, sondern weil sie eigentlich mit ihrem Leben so, wie es war, zufrieden war. Sie hatte Miles, ihren Pitbull, und einen großen Kreis von Kundinnen, von denen einige inzwischen auch zu Freundinnen geworden waren.

Kinderwunsch und biologische Uhren waren ihrer Meinung nach konventionell. Und Violet bildete sich ein, unabhängig und non-konformistisch zu sein – auch wenn sie in ihrem Laden Vintage-Schürzen und geschnürte Kleider verkaufte.

»Kamille, wenn Sie welchen haben«, sagte April. »Den hat meine Mutter immer für mich gemacht.«

Violet gab Teebeutel in die Becher und reichte April einen. »Wie kam es, dass Sie ein Vintage-Kleid gekauft haben?«

»Ich wohne die Straße runter und komme öfter hier vorbei«, sagte April. »Und ich mag alte Dinge. Ich weiß nicht, warum. Vermutlich gefällt mir die Vorstellung, dass diese Sachen schon ein Leben hinter sich haben, dass die Vergangenheit nicht bedeutungslos ist.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte Violet. »Ich rede mir auch gern ein, vor Jahren wären die Dinge einfacher gewesen, obwohl ich mir da sicher etwas vormache.«

»Ich weiß noch, was Sie mir über das Kleid erzählt haben, die Dame, die es getragen hat, sei am Ende fünfundfünfzig Jahre verheiratet gewesen.«

»Wow. Freut mich, dass tatsächlich jemand meinen Geschichten zuhört«, sagte Violet. »Ich meine, ich erzähle meinen Kundinnen die ganze Zeit Details über die Kleider, aber vermutlich nicken die meisten nur höflich und stellen auf Durchzug. Meist mache ich mir nicht klar, dass nicht jeder so besessen ist von alten Dingen wie ich.«

»Was Sie mir über das Kleid erzählt haben, war mit ein Grund, es zu kaufen. Also, abgesehen davon, dass es wunderschön ist und ganz einzigartig.«

»Nicht wahr?« Violet warf einen wehmütigen Blick auf das Kleid, das auch auf einem Bügel hängend die Form behielt. »Die Braut hat es mit der Hand genäht. So eine Sorgfalt im Detail findet man an einem Kleid von der Stange einfach nicht.«

»Hat es Ihnen die Dame gebracht, die es genäht hat?«

Violet schüttelte den Kopf. »Die Tochter des Paares. Ihre Eltern waren innerhalb von einer Woche beide gestorben.«

»Wie traurig.«

Violet trank einen Schluck Tee. »Kann sein, aber sie haben eine lange, glückliche Ehe geführt. Das ist mehr, als den meisten vergönnt ist.«

»Ich meine, für die Tochter.« Aprils Stimme zitterte. »Waren Sie gerade mit etwas beschäftigt? Ich möchte Sie nicht aufhalten, wenn Sie zu tun haben.«

»Das Geschäft brummt heute nicht gerade.« Violet zeigte in dem leeren Laden herum. »Würden Sie gern darüber reden, was passiert ist? Warum Sie das Kleid zurückgeben wollen, meine ich?«

Die junge Frau schüttelte den Kopf, wobei ihr blonde Strähnen über die Wangen strichen. »Ich sollte Sie nicht noch länger stören.«

»Ich wollte nur das Schaufenster für den Sommer neu gestalten. Das kann warten.« Violet betrachtete ihre zwei Schaufensterpuppen im Fenster, die jetzt ein seltsames Paar abgaben – die eine in einem pfirsichfarbenen Mohairpullover und die andere in einem Strandkleid.

April stellte ihre Teetasse auf die Ladentheke neben die Kasse und stieß dabei einen Stapel Papiere herunter. »Tut mir leid«, sagte sie und bückte sich, um sie aufzuheben.

»Keine Sorge. Meine Schuld, dass ich meine Unterlagen überall herumliegen lasse. Eines Tages hätte ich gern alles im Computer, aber ich weiß einfach nicht, wo ich anfangen soll. Außerdem sind Seiten voller Zahlen einfach nicht meine Stärke«, sagte Violet. »Ich kümmere mich lieber um den Fleck auf einer Seidenbluse oder bügele Vintage-Leinen.«

»Ich liebe Zahlen«, sagte April. »Ich habe ein Stipendium, um an der University of Wisconsin Mathe zu studieren. Im Herbst fange ich an.«

Das Glöckchen über der Tür läutete, und eine dunkelhaarige

Frau in einem rosafarbenen Sari betrat den Laden. Die glänzenden Falten des Stoffes knisterten, als die Frau sich der Ladentheke näherte.

»Entschuldigen Sie mich einen Moment«, sagte Violet.

»Ich sollte eh gehen.« April zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu. »Danke für den Tee.«

»Nein, Sie müssen nicht gehen. Wahrscheinlich dauert es nur zwei Minuten.«

April machte ein paar Schritte zur Tür und drehte sich dann um. »Oh, ich habe das Kleid vergessen.« Sie sah Violet flehentlich an. »Kann ich es nicht einfach hierlassen? Ich habe keine Verwendung dafür, und ich will es nicht jedes Mal sehen, wenn ich den Kleiderschrank öffne.«

»Klar, kein Problem«, antwortete Violet und überlegte, ob sie nicht eine Ausnahme machen und es doch zurücknehmen konnte – nur dieses eine Mal. Sie wandte sich der Registrierkasse zu, einem klotzigen Eisending mit runden Tasten ähnlich einer alten Schreibmaschine. Sie zog an dem Hebel, um die Geldschublade zu öffnen, doch nichts geschah. Sie rüttelte daran, doch sie rührte sich nicht vom Fleck.

»Wenn Sie eine Minute warten, kriege ich sie auf«, sagte Violet. Doch als sie aufblickte, war April schon fort. Vor der Theke stand die Frau in dem Sari und kramte in ihrer Handtasche. Violets Blick fiel auf den grauen Ansatz an ihrem Scheitel.

»Hallo«, sagte Violet und verbarg ihre Überraschung hinter einem Lächeln. »Was kann ich für Sie tun?«

Die Frau holte einen roten Stoffbeutel aus der Handtasche. Sie leerte ihn aus, und auf die Theke klimperten Armreifen in allen Regenbogenfarben. »Die würde ich gern verkaufen.«

Violet nahm einen Reif in die Hand, einen dünnen goldenen Reif mit blauen Steinen. »Die sind wunderschön. Ist es Modeschmuck?«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.« Die Frau runzelte die

Stirn, und das Bindi zwischen ihren Augenbrauen legte sich in Falten.

»Ich meine, sind die aus echtem Gold?«, fragte Violet.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich habe einige Armreifen aus achtzehnkarätigem Gold zu Hause, aber das hier sind nur billige Dinger. Die blauen waren ein Geschenk von meinem Mann, als wir jung waren und kein Geld hatten.«

Violet legte den Armreif auf die Theke. »Oh, vielleicht möchten Sie die blauen dann gern behalten? Es klingt, als hätten sie Ihnen etwas bedeutet.«

»Nein. Nicht mehr.« Die Schärfe in der Stimme der Frau deutete an, dass sie nicht über ihren Mann sprechen wollte, und Violet respektierte das. Sie wusste aus persönlicher Erfahrung, dass einige Geschichten zu schmerzlich waren, um sie zu erzählen.

Violet griff nach einem Armreif mit einem in das Metall eingearbeiteten rosa- und orangefarbenen Muster.

»Der hat meiner Tochter gehört«, sagte die Frau. »Ich habe ihr Zimmer ausgeräumt, weil sie gerade geheiratet hat und mit ihrem Mann am anderen Ende der Stadt eine Wohnung gekauft hat. Deswegen trage ich einen Sari und ein Bindi und all das hier.« Sie berührte ihre Stirn. »Das trage ich nur zu besonderen Gelegenheiten. Wir haben heute Morgen ein kleines Gebetsritual für die Frischvermählten abgehalten, eine Puja. Meine Tochter wollte keine indische Hochzeit, also mussten ihr Vater und ich uns mit einer Puja und einem Brunch zufriedengeben, nachdem sie von der Hochzeitsreise zurück waren.«

»Möchte Ihre Tochter ihn nicht haben?«, fragte Violet und legte den Armreif zurück auf die Ladentheke.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Sie hat gesagt, ich soll alles weg-schmeißen, was sie nicht mitgenommen hat. Ich habe ihr gesagt, es würde mir nichts ausmachen, ein paar von ihren Sachen aufzuheben, aber sie sagte, es sei Zeit – wie hat sie es formuliert? – für etwas Neues. Sie meinte, ich klammerte mich zu sehr an alte Dinge.«



»Da bin ich genau wie Sie.«

»Haben Sie keine Kinder?«, fragte die Frau.

Violet schüttelte den Kopf und sagte mit aufgesetzter Fröhlichkeit: »Aber mein Hund ist für mich so etwas wie mein Baby.« Sie schlug das in Leder gebundene Inventarbuch auf, in dem sie alles verzeichnete, was sie ankaupte und verkaufte, vom Chanelkostüm bis hin zum gehäkelten rückenfreien Top. Nachdem sie die Einträge einiger ähnlicher Schmuckstücke überprüft hatte, sagte sie: »Ich kann Ihnen für alles zusammen zwanzig Dollar in bar geben oder einen Einkaufsgutschein über dreißig Dollar. Was wäre Ihnen lieber?«

»Bar, wenn es Sie nicht stört«, sagte die Frau. »Ich habe noch viele Sachen zu Hause. Nicht nur Armreifen, auch anderes. Wenn Sie Interesse haben, kann ich im Laufe der Woche noch ein paar Sachen bringen.«

»Sicher«, antwortete Violet. »Wir haben jeden Tag von zehn bis sieben geöffnet.«

»Und wie heißen Sie, damit ich nach Ihnen fragen kann?«

»Ich bin Violet. Aber Sie müssen sich keine Sorgen machen, dass Sie mich nicht finden. Ich bin die Einzige, die hier arbeitet, und ich bin *immer* hier. Ich wohne obendrüber.«

»Ich heiße Amithi.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.« Violet lächelte. »Jetzt bräuchte ich nur noch irgendeinen Ausweis. Darum muss ich jeden bitten, von dem ich etwas für den Laden ankaufe. Es ist gesetzlich vorgeschrieben, ich glaube, um zu verhindern, dass die Leute Diebesgut verkaufen.«

Amithi holte ihren Führerschein heraus, und Violet öffnete die Geldschublade und gab Amithi das Geld für die Armreifen.

»Vielen Dank.« Amithi steckte die Scheine in ihre Börse und sah besorgt zum Schaufenster. »Ich hoffe, Sie halten mich nicht für komisch ... wahrscheinlich ist es auch gar nichts, aber kennen Sie den Mann, der draußen vor Ihrem Laden parkt? Als ich

kam, habe ich mir nichts dabei gedacht, aber jetzt ist mir doch aufgefallen, dass er immer noch an derselben Stelle steht und die ganze Zeit hier reinschaut.«

»Was? Welches Auto?« Violet trat an das große Schaufenster und sah hinaus auf die Straße, wo Autos dicht an dicht am Bordstein standen, Stoßstange an Stoßstange, wie es in dieser Universitätsstadt üblich war.

»Das silberne da, sehen Sie?« Amithi trat zu Violet.

Violet schob sich die gerade geschnittenen Ponyfransen aus den Augen. Vor der Akupunkturpraxis auf der anderen Straßenseite stand ein grauer Nissan mit laufendem Motor. Auf dem Fahrersitz saß ein Mann, dessen Gesicht sie jedoch nicht erkennen konnte. »Haben Sie gesehen, wie der Mann aussah?«, fragte sie. »Von hier kann ich es nicht sagen.«

»Ich habe ihn nicht von Nahem gesehen, aber ich glaube, er hat braunes Haar, ein bisschen schütter«, sagte Amithi. »Er sah aus, als wäre er groß. Beleibt.«

Konnte gut sein, dass Jed, ihr Ex, allmählich kahl wurde. Und bei der Geschwindigkeit, mit der er Dosenbier runterkippte – zumindest zu der Zeit, als sie verheiratet gewesen waren –, würde es Violet nicht überraschen, wenn er inzwischen auch ein Bäumlein hätte. In der ersten Zeit nach der Scheidung war Jed regelmäßig die knapp fünfhundert Kilometer gefahren, um betrunken vor ihrer Tür aufzutauchen und ihr zu drohen, er werde sie zurück nach Bent Creek schleifen, doch inzwischen kam das nicht mehr so oft vor.

Doch der Mann in dem Nissan konnte unmöglich Jed sein, dachte Violet. Er würde niemals ein anderes Auto fahren als einen amerikanischen Pick-up. Sie zwang sich, ruhig durchzuatmen, wie man es ihr in dem Yogakurs beigebracht hatte, den sie vor ein paar Monaten in dem erfolglosen Bemühen, ein wenig mehr Balance in ihr Leben zu bringen, besucht hatte.

Auf der anderen Straßenseite ging die Tür des grauen Wa-

gens auf, und heraus kam ein Mann, dessen muskulöse Arme sich unter seinem weißen T-Shirt wölbten. Er hatte das harte Pokergesicht eines Menschen aufgesetzt, der für einen anderen die Drecksarbeit erledigt.

»Kennen Sie ihn?«, fragte Amithi.

»Den habe ich noch nie gesehen.«

Der Mann kam herein und drückte die Tür zu, dass die Glöckchen schepperten. »Huch, tut mir leid.« Er zuckte die Achseln und richtete den Blick auf ein Klemmbrett. »Violet Turner?«

»Ja?« Violet legte eine Hand auf die Brust.

Amithi wandte sich ab und sah sich die Regale mit den Schuhen im hinteren Teil des Ladens an.

Der Mann reichte Violet einen dicken Packen Papier. »Ich bin beauftragt, Ihnen dies zu übergeben.« Er blieb auf dem Fußabtreter stehen – vielleicht weil er spürte, dass er nicht willkommen war.

Violet schob ihre Hornbrille ein Stück den Nasenrücken hoch und las stumm die Überschrift auf dem obersten Blatt: »Kündigung der Räumlichkeiten.« Und ein paar Zeilen darunter: »Räumungsandrohung.«

»Wieso ist hier von Räumung die Rede?«, fragte sie.

Ohne ihr in die Augen zu sehen, hielt der Mann ihr sein Klemmbrett hin. »Sie müssen auf der Linie unterzeichnen, dass Sie die Unterlagen erhalten haben.«

»Ich glaube, Sie haben die Falsche erwischt«, sagte Violet. »Ich habe mit meinem Vermieter einen Mietkaufvertrag und habe vertraglich vereinbart, dass ich ein Vorkaufsrecht auf das Gebäude habe. Ich verstehe also nicht, warum er mich räumen lassen sollte. Ein Teil meiner monatlichen Miete wird als Anzahlung auf einen potenziellen Erwerb des Hauses gutgeschrieben.«

»Ich bin nur der Zusteller, Madam. Ich weiß nicht, worum es in den Papieren geht. Das müssen Sie mit Ihrem Anwalt besprechen.«

»Ich habe keinen Anwalt«, sagte Violet leise und warf über die Schulter rasch einen Blick auf Amithi, bevor sie die Papiere unterzeichnete.

»Vielen Dank, Madam. Ich wünsche Ihnen viel Glück.« Der Zusteller senkte den Kopf zu einer angedeuteten Verneigung. »Sieht so aus, als hätten Sie hier einen sehr schönen Laden.« Er schob sich das Klemmbrett unter den Arm und ging.

Amithi kam zu Violet zurück. »Tut mir leid, dass ich nicht gegangen bin. Doch da Sie sagten, Sie würden den Mann nicht kennen, war ich ein wenig in Sorge um Sie und wollte Sie nicht hier allein lassen.«

Violets Hände, in denen sie die Papiere hielt, zitterten. Sie war dankbar für Amithis Besorgnis, doch das Einzige, was noch schlimmer war, als eine Räumungsandrohung zugestellt zu bekommen, war, wenn auch noch eine Kundin dabei zugegen war.

»Kann ich etwas für Sie tun?«, fragte Amithi. »Ich habe das Gefühl, der Mann hat Ihnen keine guten Nachrichten gebracht.«

»Nein«, sagte Violet. »Wahrlich nicht.«

## *Kapitel 2*

---

INVENTARSTÜCK: Teller, sechs Stück

JAHR: 1988

ZUSTAND: leidlich, kleiner Abplatzer am Rand  
eines Tellers

ARTIKELBESCHREIBUNG: mehrere Keramik-Ess-  
teller; zwei aprikosenfarben, zwei rosa und zwei  
türkis

HERKUNFT: Haushaltsauflösung

### APRIL

April saß an dem runden Küchentisch und aß mit Butter bestrichenen Toast und zwei hartgekochte Eier. Sie wollte sie nicht essen, ja, wollte überhaupt nichts essen, doch die Gynäkologin hatte gesagt, sie müsse mehr Protein zu sich nehmen, und Eier waren billig und leicht zu kochen. Sie schnitt eines durch und betrachtete die beiden Hälften auf ihrem Teller. Die länglichen Eihälften schaukelten auf dem rosafarbenen Keramiksteller aus der Erbschaft ihrer Mutter hin und her – falls man das Durcheinander, das sie hinterlassen hatte, die unausgegorene Geschäftsidee und das unaufgeräumte Haus überhaupt als Erbe bezeichnen konnte.

April nahm den Teller und warf das, was darauf war, in den Mülleimer, doch schon hatte sie etwas Verdorbenes in der Nase. Sie lief zur Spüle und erbrach ihr Frühstück. So viel zu dem Thema, dem Baby etwas Gutes tun zu wollen.

Die Übelkeit verging, doch besser fühlte April sich danach nicht. Das war nicht fair, dachte sie, dass Charlie in ein paar Wo-

chen das College abschloss und dann im Herbst zum Medizinstudium nach Boston ging. Er würde einfach weitermachen, als wäre nichts passiert, während sie hier in Madison in diesem miefigen Bungalow festsäß.

Sie war in dem Haus auf einer Landenge zwischen dem Lake Mendota und dem Lake Monona aufgewachsen, nur wenige Blocks vom Kapitol mit seiner weißen Kuppel und der Fußgängerzone in der State Street entfernt. Das Haus war eines von einem halben Dutzend Bungalows in der Straße, zwischen viktorianischen Häusern und American Foursquares, mit einer weißen Veranda vornedran. Ein Haus in der Straße, eine Schönheit im Prairie Style mit geraden Linien und einem Dach mit geringer Neigung, war von einem Schüler von Frank Lloyd Wright entworfen worden.

Einige dieser Wohnhäuser wurden, wie dieses, noch von Familien bewohnt, doch viele waren im Laufe der Jahre zu Studentenbuden und Einfamilienhäusern und dann zu Yogastudios, Kunstgalerien und todschicken Gebäuden mit Eigentumswohnungen umgebaut worden. Als Kind hatte April im Herbst an Sonntagen auf den Stufen vor dem Haus gesessen und den Studentinnen und Studenten gewunken, die auf dem Weg zum Football vorbeikamen. Sie hatte sich vorgestellt, dass sie eines Tages eine von ihnen sein würde, in einem roten Sweatshirt und mit einem sorglosen Lächeln. Jetzt war sie sich da nicht mehr so sicher.

Sie war in der zwanzigsten Woche der Schwangerschaft; jetzt gab es kein Zurück mehr. Selbst wenn sie ein Krankenhaus gefunden hätte, das so spät noch eine Abtreibung vornehmen würde, hätte sie es nicht gekonnt. Das ungeborene Kind war ihre einzige Hoffnung auf etwas, was auch nur annähernd an eine Familie erinnerte.

April blätterte in einem Schwangerschaftsratgeber, den sie in der Bücherei ausgeliehen hatte. Sie identifizierte sich nicht mit den lächelnden Frauen mit glänzenden Haaren auf den Fotos. Sie

wünschte, ihre Mutter wäre da, damit sie sie nach den seltsamen Dingen fragen konnte, die mit ihrem Körper und ihren Gefühlen passierten, und ob sie wieder weggehen würden. Sie überflog ein Kapitel mit pränatalen Komplikationen und strich mit dem Finger über die seltsam klingenden Worte für all das, was schief-laufen konnte: »Extrauteringravität«, »Polyhydramnie«, »Präeklampsie«. Besonders die Zahlen sprangen ihr ins Auge, und sie konzentrierte sich auf Wahrscheinlichkeiten und Prozentsätze. *Nach zwölf Wochen steht die Wahrscheinlichkeit einer Fehlgeburt bei drei zu hundert.*

April wünschte auch, ihre Mutter wäre da, damit die Konzentration sich einmal auf etwas anderes hätte richten können als auf die Probleme ihrer Mutter. Ein Kind, selbst ein ungeplantes, hätte womöglich ein wenig Normalität in die frenetischen Hochstimmungen und bodenlosen Trübnisse, die die letzten Jahre ihrer Mutter bestimmt hatten, gebracht. Medikamente hatten ihre bipolare Störung in Schach gehalten, aber nur gerade eben so, und nur, wenn sie sie auch wirklich nahm. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte April im Abfalleimer im Bad volle Packungen gefunden.

April nahm ein wenig Wasser in den Mund und spuckte es ins Waschbecken, dann setzte sie sich wieder an den Tisch, um die Post durchzusehen. Die meisten Umschläge waren an Clutter Consulting LLC adressiert, die Aufräumberatung, die ihre Mutter mitten in einem manischen Schub gegründet hatte. Damals hatte ihre Mutter ihre langjährige Stelle als Sekretärin gekündigt, um ihre eigene Firma zu gründen, doch sie hatte sie nie richtig ins Laufen gebracht. Als April ihre Mutter gefragt hatte, wie sie anderen Menschen helfen wolle, ihr Leben zu organisieren, wo sie doch ihr eigenes kaum geregelt bekam, hatte Kat Morgan nur gesagt: »Ach, Schatz. Nicht alles lässt sich auf mathematische Wahrscheinlichkeiten reduzieren. Manchmal muss man einfach ein Risiko eingehen.«

In Aprils Mund sammelte sich Speichel, und sie stand auf und lief noch einmal zum Waschbecken, denn sie fürchtete, sie müsste sich erneut übergeben. Trotz der Worte ihrer Mutter wusste April durchaus etwas über Risiken. Sie war vor fünf Monaten ein großes Risiko eingegangen, an dem Dezembermorgen nach ihrem achtzehnten Geburtstag.

Sie hätte so viel Verstand besitzen müssen zu wissen, dass es nicht klug war, ein paar Tage bevor sie ihren Studierfähigkeitstest wiederholen musste, zum ersten Mal Sex zu haben, doch Charlie und sie hatten schon Ewigkeiten gewartet. Als das Kondom geplatzt war, hatte er sie festgehalten und gesagt, sie solle keine Panik bekommen. Sie waren zusammen zu Walgreens gegangen, um die Pille danach zu besorgen, und da hatte der pickelige junge Apotheker ihnen erklärt, sie müsse mit Nebenwirkungen wie Übelkeit, Erbrechen und schweren Krämpfen rechnen. *Bei etwa jeder vierten Frau kommt es zu unangenehmen Nebenwirkungen.*

April konnte es sich nicht leisten, dass ihr während des Tests übel wurde. Im November, wenige Wochen nach dem Unfall ihrer Mutter, hatte sie ihn verpatzt. Wenn sie Aussichten auf eines der Stipendien haben wollte, für die sie sich beworben hatte, musste sie ihn beim zweiten Mal unbedingt bestehen. Und so hatte sie die weiße Tüte aus der Apotheke weggeworfen, ohne sie zu öffnen. Den Studierfähigkeitstest bestand sie mit Bravour, und in Mathe schaffte sie sogar die volle Punktzahl. Leider bekam sie die auch bei dem Schwangerschaftstest, den sie zwei Wochen später zu Hause machte.

So war es gekommen, dass sie jetzt hier über der Küchenspüle würgte.

Es läutete an der Tür, und April richtete sich verwundert auf. Sie ging ins Foyer und spähte durch das Bleiglasfenster. Auf der Veranda vor dem Haus stand eine grauhaarige Frau mit Sonnenbrille und im Kostüm.

*Mist*, dachte April. Es war Mrs Elizabeth Barrett, Mitglied des



örtlichen Frauenvereins, der ihr ein Vollstipendium fürs College zugesprochen hatte. April hatte vergessen, dass sie mit ihr verabredet war.

Sie öffnete die Tür ein Stück und versuchte sich, so gut es ging, dahinter zu verstecken. Sie hatte den Mitgliedern des Stipendienausschusses noch nichts von ihrer Schwangerschaft erzählt. »Hi, Mrs Barrett.«

Die ältere Frau trat ein. »Guten Morgen.« Sie setzte ihre Brille ab und steckte sie in ihre Handtasche, die riesig war und knallgelb. Und wahrscheinlich teuer.

»Ihre Tasche gefällt mir«, sagte April.

»Sie müssen mir keinen Honig ums Maul schmieren, Liebes. Wir haben Ihnen das Stipendium schon zuerkannt. Es sei denn, Sie versuchten mich dazu zu kriegen, Ihnen in meinem Testament etwas zu hinterlassen, was der Grund zu sein scheint, warum die meisten Leute mir in den Allerwertesten kriechen. Sollte das der Fall sein, dann lassen Sie sich eins gesagt sein, Schätzchen. Ich habe nicht vor, in nächster Zeit den Abgang zu machen.«

»Okay«, sagte April befremdet. »Aber ich wollte Ihnen keinen Honig ums Maul schmieren. Die Tasche gefällt mir wirklich. Und ich bin *definitiv* nicht darauf aus, etwas zu erben. Mit der Hinterlassenschaft meiner Mutter habe ich genug Probleme.«

Wobei das Wort »Hinterlassenschaft« irreführend war, fand April. Bevor ihre Mutter gestorben war, hatte sie immer gedacht, der Begriff beinhalte irgendeine Form von Wohlstand. Erst als sie die ganzen Briefe von Banken sah, die versuchten, die Schulden aus dem Erlös der »Hinterlassenschaft« ihrer Mutter einzutreiben, begriff sie, dass sie sich getäuscht hatte. Jetzt stapelte sie die Briefe nur noch und brachte sie in Abständen in die Anwaltskanzlei.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, fragte April.

»Nein, danke«, sagte Mrs Barrett. »Setzen wir uns nur hin.«

April führte sie ins Wohnzimmer, und sie nahmen in abgewetzten Ohrensesseln einander gegenüber Platz.

»So.« Mrs Barrett beugte sich vor. »Ein Mitglied des Komitees war kürzlich in Ihrer Schule, um ein paar Formulare für Sie abzugeben.«

April hielt die Luft an. Sie war aufgefliegen.

»Im Sekretariat hieß es, Sie seien in letzter Zeit nicht da gewesen. Waren Sie krank?«

Reflexhaft verschränkte April die Arme vor dem Bauch.  
»Nicht ganz.«

»April«, sagte die ältere Frau nach einer Pause. »Was meinen Sie, warum ich heute hier bin?«

April richtete sich auf. »Ich dachte, es sei Voraussetzung für mein Stipendium, dass ich mich mit Ihnen treffe. Das haben Sie jedenfalls am Telefon gesagt.«

»Das entspricht nicht ganz der Wahrheit. Wobei, in Ihrem Fall schon.« Mrs Barrett rückte die goldene Uhr an ihrem knochigen Handgelenk zurecht. »Was ich sagen will, ist, dass wir von anderen Stipendienempfängern nicht verlangt haben, sich mit einem Mitglied des Komitees zu treffen. Doch wegen Ihrer besonderen Umstände, da Sie erst kürzlich Ihre Mutter verloren haben, hielten wir es für eine gute Idee, dass jemand mal nach Ihnen sieht.«

April wusste nicht, ob sie gerührt sein sollte oder genervt. Sie hatte es satt, dass alle Mitleid mit ihr hatten. Die meisten Begegnungen in letzter Zeit waren irgendwie schräg, entschärft durch einen Filter des Mitleids. Was die Leute jedoch nicht wussten: April hatte sich seit Jahren um sich selbst gekümmert, lange vor dem Tod ihrer Mutter. Unzählige Male war ihre Mutter dermaßen durch den Wind gewesen, dass April alles im und ums Haus hatte tun müssen: einkaufen, Nummernschilder erneuern, dafür sorgen, dass Rechnungen bezahlt wurden.

»Sie können mir ruhig sagen, was los ist«, sagte Mrs Barrett. »Ich sage es den anderen Mitgliedern des Komitees nicht, wenn Sie nicht wollen.«

»Okay, aber Sie dürfen es wirklich sonst niemandem sagen. Jedenfalls noch nicht«, sagte April. Sie ging davon aus, dass es wohl keinen Sinn hatte zu lügen. Lange konnte sie ihren Zustand nicht mehr verbergen, ja, vielleicht war es ja längst so weit. In letzter Zeit hatte sie oft das Gefühl, dass die Leute auf ihren Bauch glotzten, zum Beispiel die Verkäuferin mit der Tätowierung in dem Vintage-Laden, Violet, vor ein paar Tagen.

»Ich sage es niemandem«, sagte Mrs Barrett. »Solange Sie kein Verbrechen begangen haben.«

»Also, ein Verbrechen ist es, soweit ich weiß, nicht«, sagte April. »Ich bin schwanger.«

April hatte es bisher nur einmal laut ausgesprochen, gegenüber Charlie, nachdem sie zu Hause den Schwangerschaftstest gemacht hatte. Er hatte mit einem Heiratsantrag reagiert.

Mrs Barretts Antwort war weniger begeistert. Sie war so schockiert, dass April überzeugt war, sie würde ihr auf der Stelle das Stipendium wieder wegnehmen. Überraschenderweise empfand sie das als nicht besonders schmerzlich. Dabei wollte April, dass es wehtat, sie wollte etwas anderes fühlen als diesen leeren Schmerz, der sie einhüllte, seit Charlie gegangen war. Zuerst hatte sie ihre Mutter verloren und kurz darauf auch noch Charlie – und es schmerzte, als würde man den Verband von einer nässenden Wunde reißen.

»Sie können nicht einfach die Highschool schmeißen«, sagte Mrs Barrett. »Wenn es Ihnen peinlich oder unangenehm ist, was die anderen denken, dann können wir sicher mit Ihren Lehrerinnen und Lehrern reden und eine Lösung finden.«

»Mit peinlich hat das nichts zu tun«, sagte April. »Ich habe nicht aufgehört, in die Schule zu gehen, nur weil ich schwanger bin. Ich habe mich auch gelangweilt.«

Mrs Barrett hob eine Hand an die Schläfe. »Ich muss sagen, dass das eine schreckliche Enttäuschung ist. Wie wollen Sie denn ohne Highschoolabschluss aufs College gehen?«

»Ich möchte immer noch aufs College. An der Vorprüfung habe ich bereits teilgenommen.«

*Siehst du*, dachte April. *Ich bin keine vollkommene Versagerin.*

Mrs Barrett öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe bestanden«, sagte April. »Und ich habe der University of Wisconsin schon meine Noten geschickt. Das Zulassungskomitee hat gesagt, sie wären in Ordnung, was bedeutet, dass ich einen Platz im ersten Semester habe. Ich hätte die Vorprüfung schon vor Monaten machen sollen, ehrlich. Ich hätte mir viel Zeit sparen können, die ich in der Klasse herumgehockt habe.«

April wusste, dass sie sich gegenüber Mrs Barrett defensiv verhielt, vielleicht sogar ein wenig rotzig. Doch einer der Hauptgründe, warum sie sich nicht mehr in der Highschool hatte blicken lassen, war der, dass alle, von ihrem Vertrauenslehrer bis hin zu der Dame, die das Essen ausgab, zu denken schienen, sie wüssten, was das Beste für sie sei. Und sie zögerten nicht, es April zu sagen, fragten sie aber nie nach ihrer Meinung.

»Dass Sie mir das alles erzählen, bedeutet wohl, dass Sie das Kind behalten wollen«, sagte Mrs Barrett.

April nickte. Mrs Barrett erwartete wahrscheinlich, dass sie sagte, wie schwer sie sich mit der Entscheidung getan habe und dass sie sämtliche Optionen – auch Adoption – erwogen habe, doch das wäre gelogen gewesen. April wusste, wie es war, die Mutter zu verlieren, das konnte sie niemandem zumuten.

»Ich habe keine Kinder«, sagte Mrs Barrett. »Aber ich habe über die Jahre mit meiner Wohltätigkeitsarbeit alle Hände voll zu tun gehabt. Ich weiß nicht, ob ich mit einer Familie dafür die Zeit gehabt hätte.«

April ging auf, dass sie wohl ein erschrockenes Gesicht gemacht hatte, denn Mrs Barrett fuhr fort: »Ich will damit nicht sagen, dass man, wenn man Kinder hat, nicht auch trotzdem all die anderen Dinge tun kann, die man im Leben tun will. Und *darüber* sollten

wir uns unterhalten. Wenn Sie nicht zur Schule gegangen sind, was haben Sie denn dann mit Ihrer Zeit angefangen?»

April blickte aus dem Fenster. Die Strauchpäonie, die ihre Mutter vor einigen Sommern seitlich ans Haus gepflanzt hatte, war in einem leuchtenden Rosa erblüht. Pfingstrosen waren die Lieblingsblumen ihrer Mutter gewesen. April fand, es waren recht instabile Pflanzen. Die Blüten waren viel zu groß und zu protzig und zogen mit ihrem Gewicht die Äste zu Boden.

Sie richtete den Blick wieder auf Mrs Barrett. »Also, ich gehe nach wie vor in meinen Kurs in fortgeschrittener Mathematik an der Uni, um die Punkte zu kriegen, aber der endet in zwei Wochen«, sagte sie.

April erwähnte nicht, dass sie hauptsächlich deswegen immer noch zu ihrem Fortgeschrittenenkurs ging, weil sie hoffte, auf dem Campus Charlie über den Weg zu laufen. Er hatte einige naturwissenschaftliche Kurse im selben Gebäude, in dem auch ihr Mathekurs stattfand. Sie hatten sich kennengelernt, als das Gebäude bei einem Feualarm im Herbst evakuiert worden war. April hatte bibbernd auf dem Gehweg gestanden und darauf gewartet, dass die Feuerwehrleute den Studierenden erlaubten, wieder reinzugehen, und Charlie hatte ihr sein Sweatshirt angeboten. Sie erinnerte sich noch an seinen Geruch, nach Kiefernadeln und Ivory-Seife.

Danach hatten sie angefangen, zusammen zu lernen. Manchmal verbrachte April auch die Nacht in Charlies Wohnung auf dem Campus; ihrer Mutter erzählte sie dann, sie würde bei einer Freundin schlafen. Sie log ihre Mutter nur ungern an, doch für ein paar ungestörte Stunden mit Charlie war sie fast zu allem bereit. Eng aneinandergeduschelt erzählten sie sich unter seiner dicken Daunendecke – Schutzschild vor der kleinlichen, unendlich langweiligen Welt der Highschool, die April nicht schnell genug hinter sich lassen konnte – ihre Geheimnisse.

Ihre Mutter hatte etwas gegen die Beziehung. Die wenigen

Male, da April Charlie mit zum Essen gebracht hatte, hatte Kat ihn zwar ganz nett gefunden, doch da er älter war, machte sie sich Sorgen, er würde sich bald eine andere suchen und ihrer Tochter das Herz brechen.

Auch Charlies Eltern waren nicht begeistert über die Situation, wenngleich aus anderen Gründen. Judy und Trip Cabot fanden es unpassend, dass ihr Sohn mit einem Mädchen zusammen war, das noch die Highschool besuchte; sie machten sich Sorgen, was die Leute denken würden. Noch bevor sie die Gelegenheit gehabt hatten, April kennenzulernen, setzten sie Charlie unter Druck, mit ihr Schluss zu machen. Doch nach dem Tod von Aprils Mutter wurden sie in ihrer Haltung etwas nachgiebiger. Sie begleiteten Charlie nicht zu der Beerdigung, denn sie waren Kat oder gar April nie begegnet, doch sie luden April ein paar Wochen später ein, Thanksgiving mit ihnen zu feiern.

April erinnerte sich gut, wie eingeschüchtert sie gewesen war, nicht nur von dem hoch aufragenden Haus der Cabots im Tudor-Stil, sondern auch von Judy Cabots gezwungenem Lächeln und ihrem scharfen Blick, der alles, worauf er fiel, in sich aufnahm und bewertete. Obwohl Judy an diesem Tag kühl und höflich war und Trip beinahe freundlich, spürte April, dass sie niemals eingeladen worden wäre, wenn ihre Mutter nicht gestorben wäre.

Als April im Laufe dieses Abends von einem Besuch der marmorgefliesten Gästetoilette zurückkam, hörte sie, wie Judy sagte: »Charlie, du brauchst nur drei Weingläser auf den Tisch zu stellen. April ist kaum alt genug, um zu fahren, geschweige denn Alkohol zu trinken.«

»Ich begreife einfach nicht, warum du so ein Tamtam um Aprils Alter machst, Mom«, hatte Charlie gesagt. »Dad ist sieben Jahre älter als du.«

»Das ist etwas anderes. Ich hatte nicht vier oder mehr Jahre Medizinstudium vor mir, als wir uns kennenlernten. Außerdem war ich da schon einundzwanzig. April ist siebzehn.«

*Nächste Woche werde ich achtzehn*, hätte April am liebsten gesagt, doch sie wollte nicht, dass die anderen wussten, dass sie das Gespräch mit angehört hatte.

Die Wochen verstrichen, und der Unfall rückte immer weiter in die Vergangenheit, und die Cabots ließen immer deutlicher durchblicken, dass sie die Beziehung zwischen Charlie und April missbilligten – zumindest Judy, die jede Gelegenheit nutzte, ihre Ablehnung zum Ausdruck zu bringen. Trip sagte nicht viel, nicht einmal, als Charlie im März seinen Eltern von der Schwangerschaft und der Verlobung erzählte. Judy fing am Esstisch an zu weinen, Tränen liefen über ihr geschmackvoll geschminktes Gesicht und tropften auf den gegrillten Lachs auf ihrem Teller.

Auch Mrs Barrett machte jetzt ein enttäuschtes Gesicht, als sie auf ihrem Stuhl das Gewicht verlagerte und April fragte: »Und abgesehen von den paar Stunden die Woche, in denen Sie an diesem Kurs teilnehmen, und der Zeit, in der Sie lernen, was machen Sie sonst? Haben Sie einen Job?«

April richtete den Blick auf den Holzfußboden. »Nein«, murmelte sie. Sie hatte von den kleinen Beträgen gelebt, die ihre Mutter während ihrer Anfälle von paranoider Manie überall im Haus versteckt hatte – hinter der Mikrowelle, in der Keksdose, unter der losen Fliese im Bad. April sparte Geld, indem sie die meiste Zeit zu Hause verbrachte, im Fernsehen Realityshows laufen ließ und sich in Selbstmitleid suhlte. Ja, zuweilen war sie so lethargisch und teilnahmslos gewesen, dass sie sich schon fragte, ob sie die ersten Symptome der psychischen Erkrankung ihrer Mutter zeigte. Bei ihrer Mutter war erst auf dem College eine bipolare Störung diagnostiziert worden, und bei dieser Krankheit spielte Genetik eine große Rolle – sie hatte eine Vererbungsrate von 71 Prozent, das hatte April in einem Artikel gelesen. Je näher das Ende ihrer Teenagerzeit rückte, desto mehr wuchs ihre Angst, sie könnte jeden Tag davon heimgesucht werden.

»Also, Sie müssen sich einen Job suchen oder ein Praktikum